

Es ist interessant, daß ein neuerer Forscher, Rudolf Mewes, das Goldland Ophir in Peru sucht. Seine Ansicht wird durch eine aztekische Sage gestützt, in der man erfährt, daß Uebermenschen aus dem Westen nach Peru gekommen sind. Und neuerdings hat ein österreichischer Forscher, Othmar v. Hauck, auf seinen Reisen durch Peru in den Urwäldern der Pampas del Sacramento einen 300 Kopf starken Indianerstamm mit ausgesprochen jüdischen Zügen angetroffen, der eine Sprache spricht, die der hebräischen ähnlich ist. Weiter fand er, daß der Name Salomon bei diesen Indianerstämmen sehr verbreitet war. In einer Indianerfabel wird von einem Gebiet am Huallagafluß erzählt, daß man als „ophira“ bezeichnet. Hierher sollen einst weise Männer gekommen sein, die viel Gold geholt haben. Es ist sehr leicht denkbar, daß es sich bei dem Ophirgold um sogenanntes Sefengold handelt, das aus den lockeren Flußsand und -kiesen durch Waschen gewonnen wurde. Mit Recht weist Othmar von Hauck darauf hin, daß es sich um solches Sefengold handeln mußte, denn bei der Entwicklung der damaligen Bergwerke wäre es nicht möglich gewesen, in kurzer Zeit eine solche Riesenmenge von Gold auf bergmännischem Wege zu gewinnen.

Schon vor den Forschungen Othmar von Haucks hat man Mittelamerika als Sitz des biblischen Goldlandes Ophir angesehen. Damals wendete sich gegen diese Ansicht der berühmte Sanskritforscher Max Müller in Oxford, der Südarabien für das biblische Ophir ansah. Diesen Standpunkt vertreten auch zwei Gelehrte, und zwar Professor Moritz und Professor Neville. Neville weist vor allen Dingen nach, woher die Ägypter ihr Kupfer bezogen. Dabei streift er auch die Ophirfrage. Er hat erkannt, daß in den ägyptischen hieroglyphischen Texten die Ägypter die Metalle Kupfer, Gold und Silber mit dem gemeinsamen Namen „Azem“ bezeichneten. Dieses Azem bedeutet so viel als „Glänzende“. Die Ägypter erhielten diese glänzenden Metalle, also auch Kupfer, Gold und Silber aus Punt, das ist Südarabien und das Somaliland. Und hier wurden im Gebirge der Südküste Arabiens, ungefähr in der Mitte von Yemen, große Mengen Gold und Kupfer gegraben. Die Flotte der Ägypter zog hierher und holte von dort diese Schätze. Die ägyptische Königin Hatschepsut sandte um 1550 v. Chr. eine große Flotte nach Punt, und als die von ihr ausgesandte Expedition zurückkehrte, schmückte sie den Tempel Deir al Bahri, der bei Theben liegt, mit

sehr charakteristischen Bildern. Auf diesen Bildern erkennt man, wie die Waren in Punt in die Schiffe geladen werden und wie sie in dem ägyptischen Hafen wieder ausgeladen werden. Man sieht, wie die Metalle Gold und Kupfer gewogen werden, wie sich unter den Waren Räucherwaren, Ebenholz, Elefantenzähne, Vieh, Affen, Panther, Giraffen, Palmenholz befinden. Man erkennt auch, wie der Admiral der Flotte von dem Fürsten von Punt und dessen Frau und Tochter empfangen wird. Die Männer aus Punt zeigen altägyptisches Aussehen. Die Frauen zeichnen sich durch Dicke aus. Diese Handelsexpedition ging unter militärischer Bedeckung vor sich. Die Menge Kupfer, die man nach Ägypten brachte, ist riesengroß gewesen und der Neffe der Königin, der dann auch ihr Nachfolger als Tutmes III. wurde, hat ganze Pyramiden, Obelisks und Tempel mit Kupfer überziehen lassen, so daß durch die Strahlenbrechung nach seinem Bericht das Land erhellte wurde.

In der Bibel lesen wir, daß Salomon in einem Jahre für 666 Talente Metall erhalten haben soll. Wenn man diese Summe auf Goldtalente ausrechnet, ergeben sich 70 Millionen Goldmark. Wenn man diese Talente für Gewichtstalente ansieht, so stellt die Summe keine Uebertreibung dar. Aus der Bauart der Schiffe schließt Professor Moritz, daß mit diesen kleinen, den heutigen Sambugs Arabiens ähnlichen Schiffen keine Ozeanfahrten unternommen werden konnten. Darum muß Ophir nach seiner Meinung an der Küste und doch nahe am Meer gelegen haben. An der Südküste Arabiens gewann man das Gold aus Goldseifen. Das Kupfer dagegen aus den Erzen des Gebirges. Alle Waren Südasiens und Ostafrikas wurden in Yemen gestapelt. In Onezu war von altersher der Juwelenhandel in Blüte und die Goldschmiedekunst zu Hause. Und heute noch befindet sich der Juwelenhandel in Onezu in der Hand der mächtigen Adelsfamilie der El Bessam. Diese Familie unterhält heute noch Handelsbeziehungen zu Kairo, Damaskus und Bombay. Da der Orientale konservativ ist, die Handelswege also seit Jahrtausenden innegehalten wurden, ist es leicht möglich, daß seit Salomons Zeiten bis auf heute gleiche Handelswege eingeschlagen werden.

Raucht
Florida-Luxus die neue un-
übertroffene 5-Pl.-Zigarette
in holzabgedichteter Verpackung

„— Deine Kinder?“ fragte Pista beinahe höhnisch, „— deine Kinder sollst du wiedersehen, einmal — und zum letztenmal,“ fügte er schon leiser hinzu.

„Aber Pista, was soll das — wo sind meine Kinder, meine Frau? — Hab' Erbarmen, Pista.“

„Quatsch nicht so lange,“ stieß dieser geärgert heraus, „ich bin kein Schwärmer, ich will dich so sterben sehen, wie deine Frau und deine Kinder gestorben sind —“

„— Gestorben?“ unterbrach ihn der andere, und mit Mühe erhob er seine Hände und führte sie an den blutbefleckten Anzug und riß mit dem Ausdruck des Schauders und der Trauer ein Stück heraus, was bei uns Juden die höchste Trauer bedeutet.

Pista war im Begriff aufzustehen, doch plötzlich schien er sich an etwas zu erinnern und als er den Schlüssel in seine Tasche gesteckt hatte, hielt er mit einem Male seine Hand dem Hausherrn entgegen und sagte:

„Küß' mir meine Hand!“

Der öffnete seine blutunterlaufenen Augen und verstand ihn nicht. Pista, der diesen Widerstand nicht erwartet hatte, wurde ganz rot, doch erinnerte er sich der Dankspflicht seines Herrn. Denn, wenn er auch Frau und Kinder des Hausherrn ermordet hatte, so glaubte er doch, weniger brutal gehandelt zu haben, als ein anderer an seiner Stelle getan hätte, denn sterben müssen sie auf alle Fälle. Um so größer war seine Ueberraschung, als sich der Hausherr weigerte, einen Dank so innig zu zollen, wie er ihn erwartete. Ganz entrüstet und außer sich, fuhr er auf:

„Wenn du so ein trotziger Herr bist, dann sollst du meinen Fuß küssen.“

Und indem er ihm einen Schlag aufs Haupt versetzte, befahl er ihm, den schmutzigen Stiefel auszuziehen.

Der Hausherr gehorchte ihm wie unter einem Zwange, worauf Pista wiederholte:

„Küß' mir den Fuß!“

Eine Weile standen sie sich gegenüber: der ab-

scheulich schmutzige Fuß des Knechtes und das edle, wenn auch durch Wunden entstellte Antlitz des Hausherrn. Dann überfiel ihn der entsetzliche Gedanke, daß der Knecht, der jahrzehntlang bei ihm gedient hatte, der Mörder seiner Frau und Kinder war. Was sollte er tun, um einen solchen Wüstling unschädlich zu machen? Und dann die Haltung seines Knechtes trotz des ihm ausgehängten Tressorschlüssels! Und langsam beugte er das Haupt dem Fuße seines Knechtes zu — und da vernahm man plötzlich dessen durchdringendes Jammergeschrei. Mit bleichem Gesicht, funkeln Augen und knirschenden Zähnen wälzte sich der Knecht auf dem Boden. Die fünf Zehen und ein großer Teil seines Fußes waren im Munde seines Herrn verschwunden. Die weißen Zahnreihen schlossen sich fest zusammen, dann sank der Hausherr zur Seite, die Augen erloschen, der Körper erstarrte und es war zu Ende. Pista wollte sich auf die Leiche des vor ihm Liegenden werfen, vermochte es jedoch nicht mehr, stolperte und fiel mit dem Gesicht zu Boden. Seine Fußwunde blutete schrecklich und er wand sich unter entsetzlichen Qualen.

Unterdessen begannen die Flammen, sich im Zimmer mehr und mehr auszubreiten, sie erfaßten die hölzernen Möbelstücke, die Gardinen und leicht verbrennbaren Stoffe, endlich auch den Rock des Burschen Pista, dem es infolge seiner schrecklichen Wunde nicht möglich war, sich von der Stelle zu rühren. Die Flammen kamen von allen Seiten an ihn heran und verzehrten ihn mit der Glut der Gerechtigkeit.

Kurz darauf sank das ganze Haus in Trümmer zusammen, ebenso wie die Häuser so vieler anderer, die das Leben und die Habe vieler Menschen unter sich begruben.

— — — An diesem Tage ging das Morden weiter und die Menschen gaben sich ihrem bestialischen Empfinden ganz hin. — — —

(Geschrieben im Jahre 1919.)

Aus der Gemeindestube

Sitzung vom 1. Juli

Wir hatten in der Einleitung zum letzten Gemeindebericht darauf hingewiesen, daß oft nicht sachliche Erwägungen, sondern parteipolitische Einstellung zum ausschlaggebenden Faktor der Entscheidungen des Gemeindegremiums wird. — Eine Illustration dieser für das Gemeinwohl höchst bedenklichen Erscheinung und zugleich den Höhepunkt des Mißbrauchs, den eine künstliche Majorität mit der ihr zugefallenen Macht betreiben kann, bildet die Gemeindegemeinschaft vom 1. Juli, über die wir in folgendem berichten:

Der Vorsitzende, Herr Goldschmidt, teilt mit, daß die Verhandlungen mit einer Bank wegen Bewilligung einer Anleihe für den Bau des neuen Friedhofes vorläufig nicht zustande gekommen seien. Sodann verliest Herr Breslauer namens des Vorstandes unter Bezugnahme auf den in der letzten Sitzung von Herrn Tumpowsky eingebrachten Mißbilligungsantrag eine Erklärung zur Rechtfertigung der Steuertaktik des Vorstandes. Tumpowsky findet, daß diese Erklärung an dem Sachverhalt nichts ändere. Die Tatsache, daß die Gemeinde fast 5 Monate des neuen Etatjahres mit dem Ueberschuß der Steuergelder ausgereicht habe, beweise unwiderleglich, daß eine so einzig dastehende Belastung der Steuerträger (30 Proz.) nicht erforderlich war. Diese ungeheure Belastung sei gerade in der gegenwärtig so schweren Wirtschaftslage auf keinen Fall zu billigen. Herr Gottlieb verweist auf die auf Grund niedrigerer Steuerbemessung entstandenen Defizite anderer Städte; Tumpowsky widerlegt das vorgebrachte Beispiel Berlin durch den Hinweis, daß das so entstandene Defizit höchstens eine Steuerquote von 18 Proz. rechtfertigen würde. Gutmann erklärt, daß die hohe Steuerquote eine unvermeidliche Folge der großen Ausgaben sei. Die nun auf Antrag Gottliebs einsetzende Spezialdebatte beschäftigt sich zuerst mit dem Ausgabenposten „Verwaltung“. Der Etatentwurf sah für diesen Posten 39 000 M. vor (L. V. 42 000). Der Verwaltungsdirektor, Herr Katzenstein, hatte jedoch erklärt, die Verantwortung für die ordnungsgemäße Führung der Geschäfte nicht übernehmen zu können, wenn nicht mindestens 40 000 M. bewilligt würden. Justizrat Loewenstein warnt vor einem Abbau des Verwaltungspostens, wenn der bewährte Verwaltungsdirektor dagegen ist und der Vorstand in Kenntnis der Bedürfnisfrage gleichfalls einen weiteren Abstrich für unmöglich hält. Tumpowsky macht darauf aufmerksam, daß die Kosten der Verwaltung einschließlich der an anderen Stellen angeführten Beträge insgesamt zirka 95 000 M., das sind 16 Proz. des Gesamtbudgets, ausmachen. Er fordert nachdrücklich eine Aenderung des Systems. Er hält es für unzulässig, nachdem man die Posten für lebenswichtige kulturelle Institutionen gänzlich gestrichen habe, entgegen dem allgemein akzeptierten Grundsatz des gleichmäßigen Abstriches auf alle Posten, gerade die Verwaltung, bei der doch äußerste Sparsamkeit von vornherein geboten sei, von den Zeitverhältnissen unberührt, dem Ermessen des leitenden Beamten zu überlassen. Dr. Halberstam schlägt Verlängerung der Arbeitszeit vor, Lustig bemerkt, daß Tumpowsky seine Vorschläge in der Finanzkommission hätte vorbringen können, Vorwürfe, die sein Fraktionskollege Groß als ungegründet zurückweist. Tumpowsky erklärt, daß er in der Finanzkommission nach besten Kräften solange gearbeitet habe, bis ihn die dort geübte Praxis überzeugt habe, daß hier nicht ein notwendiger Ausgleich der Interessen angestrebt, sondern Mißbrauch einer künstlichen Majorität ausgeübt werde. Auf Antrag Gutmann wird über Posten „Verwaltung“ auf einmal abgestimmt und mit 50 000 M. insgesamt angenommen, wobei es dem Verwaltungsdirektor anheimgestellt wird, das Minus gegenüber dem angeforderten Betrag durch Kürzung der einzelnen Verwaltungsposten auszugleichen. Eine heftige Debatte entwickelt sich bei dem Punkt „Liberaler Kultus und Unterricht“. Tumpowsky erklärt, daß gerade dieser Punkt eine Probe für den Ernst des Ersparungswillens der Liberalen darstelle, denn wenn die Orthodoxie Leipzigs, die doch zahlenmäßig zweifellos ein Vielfaches der Anhänger des liberalen Kultus darstelle, trotz ihres stärkeren Bedürfnisses nach Gottesdienst mit einem Rabbiner und einem Dajan auskomme, so gehe die Bereitstellung von zwei Rabbinern für den liberalen Kultus offensichtlich über die Notwendigkeiten hinaus. Das billige Argument, daß Verträge vorliegen, könne dadurch entkräftet werden, daß man dem zweiten Rabbiner und vielleicht auch dem Oberkantor, der wöchentlich nur 10 Unterrichtsstunden zu erteilen hat, einen ihnen gemäßen Wirkungskreis im Fürsorgewesen schaffe und dadurch das Budget entlaste. Ein mit dem Ernst der Zeiten aber unvereinbarer Luxus sei es, wenn für den Synagogenchor, der zum großen Teil aus nichtjüdischen Sängern besteht, zirka 12 000 M. ausgeworfen würden. Er verlangt Reduzierung dieses Postens um 5000 M. und schlägt vor, die Rabbiner zu veranlassen, für die Bildung eines freiwilligen jüdischen Chors Sorge zu tragen.

Schirme **JULIUS STROBEL** Schirmfabrik
u. Stöcke **Petersstr. 19**